

Das Experiment

Was passiert, wenn man den klassischen Unterricht abschafft, Schüler **IN IHREM EIGENEN TEMPO** lernen lässt und sie in Problemviertel schickt? Eine Berliner Privatschule probiert es aus

Text: **SEBASTIAN KRETZ** Fotos: **JULIAN RÖDER/OSTKREUZ**

Es wird gelernt, gelacht und viel diskutiert an der Evangelischen Schule Berlin Zentrum. Auf jeden einzelnen Schüler kommt es hier an, auf seine Meinungen und Ideen. Daran wächst die Reformschule – sie verändert sich mit jedem Tag









er Weg zum glücklichen Schüler führt zwischen rostenden Containern und blätterndem Putz in eine gedrungene Halle aus Holz. Auf einer Bühne sitzt, vor Hunderten Jugendlichen, ein Junge mit kinnlangem Haar. Er klemmt eine Akustikgitarre unter den Arm und beginnt zu spielen – *Eye of the Tiger*, theatralischer Bombast-Rock, eine Nummer zu groß für den Teenager, die Akkorde sitzen nicht ganz. Aber keiner lacht. Kein Getuschel, kein Gekicher. Zum Schluss klatschen alle im Takt, und nach mächtigem Applaus kommen zwei Mädchen ans Mikrofon und loben den Gitaristen »für das coole Intro«. Dann klettert eine schmale Frau mit schmaler Brille auf die Bühne und lobt die Reaktion: Anlachen sei besser als Auslachen.

Die Frau heißt Margret Rasfeld, und soeben hat die wöchentliche Vollversammlung begonnen, das Herzstück ihres pädagogischen Experiments, das nun schon im fünften Jahr läuft und »Evangelische Schule Berlin Zentrum« (ESBZ) heißt.

Mit jedem Jahr wächst die Ganztagschule in Richtung Abitur, der Gründungsjahrgang besucht inzwischen die elfte Klasse. »Die Schüler wollen an Aufgaben so arbeiten, dass sie daran wach-

Jede Woche wird gelobt: Die ganze Schule trifft sich dann zur »Versammlung« (links), in der es um die öffentliche Anerkennung großer und kleiner Leistungen geht. Lobenswert finden viele Schüler auch die von ihren Lehrern entwickelten Materialien (rechts). Jeder Schüler entscheidet selbst, in welcher Reihenfolge er diese »Lernbausteine« bearbeitet



»Verantwortung« steht auf dem Stundenplan

sen können«, sagt Schulleiterin Rasfeld. An der ESBZ sollen sie Teil einer Gemeinschaft werden, für die sie sich einsetzen. Darauf beruht ihre Pädagogik. Herkömmliche Schulen, da kann sie ziemlich resolut werden, seien dagegen »organisierte Beziehungsverhinderungsanstalten«. Die Grundzüge ihres Systems: Die Jahrgänge sieben bis neun lernen in gemeinsamen Klas-

sen. Die Schüler stellen sich den Stundenplan – in einem vorgegebenen Rahmen – selbst zusammen, Zensuren gibt es bis zur neunten Klasse keine. Sie sollen nicht nur Wissen ansammeln, sondern auch ihre Persönlichkeit bilden. Deshalb müssen die inzwischen 350 Schüler immer wieder raus aus der Schule und mitmachen in der Gesellschaft.

An der ESBZ steht einmal in der Woche »Verantwortung« auf dem Stundenplan. Da erklären die Schüler Senioren den Computer, bringen Kita-Kindern Fußballspielen bei oder helfen Schülern in Problemvierteln bei den Hausaufgaben. Im Klassenzimmer sitzen die Schüler nicht reihenweise, sondern kreuz und quer, verteilt über ein Archipel aus Vierertischen. Lernbüro heißt das. Richtete sich im Sonnensystem der klassischen Schule alles am Katheder aus, rücken hier die Schüler in den Mittelpunkt. Für die Lehrer vergrößert sich der Arbeitsraum, er wird komplexer: Sie müssen jetzt zum Schüler kommen statt umgekehrt, sind Dienstleister statt Lehrmeister.

Es ist kein einzigartiges Konzept. In ganz Deutschland sind »



Die »Neuen« sind da – und haben viele Fragen. Deshalb erklären ihnen die älteren Jahrgänge, wie die ESBZ funktioniert (links). An dieser Schule lernt man vor allem, selbstbewusst aufzutreten, das erkennen die Siebtklässler sofort

» in den letzten Jahren ähnliche Schulen entstanden, auch jenseits der großstädtischen Ballungsräume. »Das ist ein Ergebnis der größeren Autonomie der Schulen«, sagt Jürgen Oelkers, Professor für allgemeine Pädagogik an der Universität Zürich. Weil die Schulleitungen mehr Entscheidungsfreiheit hätten, gebe es deutlich mehr fortschrittliche Konzepte. Zumal die ESBZ und vergleichbare Einrichtungen Privatschulen sind, also auf einem Markt bestehen und auf sich aufmerksam machen müssen. Das erhöht den Anreiz, neue Unterrichtsmethoden auszuprobieren.

auf, dass sie Unterrichtsstoff entweder viel zu lange behandeln oder gar nicht mehr mitkommen, weil es zu schnell geht«, sagt Ben, 16, blonde Haare in der Stirn, Kapuzenjacke. Er besucht die elfte Klasse. »Wir machen denselben Stoff, aber jeder in seinem Tempo. Deshalb vergessen wir nach der Klausur nicht alles gleich wieder.« Bulimie-Lernen nennt es Rasfeld, wenn fürs Kurzzeitgedächtnis gepaukt wird, nur um eine Klausur zu bestehen. Das soll es bei ihr nicht geben.

Es hat den Anschein, als könne kein Schüler einen Tag auf der ESBZ verbringen, ohne gelobt, nach seiner Meinung gefragt oder für ein Projekt eingespannt zu werden. Das Ergebnis: Die Schüler machen den Mund auf. Sie reden miteinander und mit Erwachsenen, auf Augenhöhe, und um zu einem Ergebnis zu kommen. Stellt man auf dem Pausenhof einem Schüler ein paar Fragen, so ist davon auszugehen, dass er interessiert ein Gespräch beginnt.

Die Schüler führen sogenannte Logbücher, in denen sie festhalten, welchen Themen sie sich widmen. Im Fach Natur und Gesellschaft etwa kann eine Siebtklässlerin entscheiden, ob sie das »Zeitalter der Entdecker« bearbeitet oder sich schon »Recht und Rechtsprechung« zutraut. Bis zum Ende des Schuljahres muss sie, je nach Leistungsstand, insgesamt 20 bis 30 solcher Bausteine bearbeitet haben. »Meine Freunde an anderen Schulen regen sich

Shana etwa, elfte Klasse, gründliches Make-up und schwarzes Haar unter monumentaler Sonnenbrille, tritt mit einer Souveränität auf, als sei sie die Pressesprecherin des



» Unternehmens »Rasfeld«. Was sie genau genommen auch ist. Immer wenn Lehrer, Politiker, Journalisten wissen wollen, wie die Schule funktioniert, schickt Rasfeld Shana, die 16-Jährige. Sie sagt diese Sätze nicht zum ersten Mal: »Auf dem Gymnasium musste ich alle Arten von Ringelwürmern und deren Verdauungssysteme auswendig lernen. Das nützt mir doch nichts, es sei denn, ich möchte Biologie studieren.«

An der ESBZ dagegen lerne sie Sachen, die sie später tatsächlich gebrauchen könne. Zum Beispiel in »Herausforderung«, das als reguläres Fach im Logbuch steht wie Mathe oder Deutsch. Es ersetzt die Klassenfahrt, aber jeder Schüler organisiert seine Herausforderung selbst, arbeitet auf einem Bauernhof oder unternimmt eigenständig eine mehrwöchige Fahrradtour. Manche fahren für zwei Monate in die USA. »Dabei lerne ich, mit Geld umzugehen, einzukaufen, zu kochen. Wie gehe ich auf andere Menschen zu, wie frage ich sie, wie nehme ich Hilfe an?«, erklärt Shana.

Die Jugendlichen sollen lernen, sich etwas zuzutrauen. Das ist Alltagsprogramm an der Schule: Lässt einer die Schultern hängen, ermahnt eine Lehrerin zum aufrechten Gang. Weiß eine nicht so recht, wie sie ihre Herausforderung angehen soll, schickt Rasfeld sie kurzerhand mit einer anderen Gruppe mit – Abfahrt: morgen. Bei der Vollversammlung, moderiert von einer 14-Jährigen, gibt es einen Tagesordnungspunkt für Schulkritik, ein Dutzend Schüler kommen auf die Bühne. Sie



Dass die ESBZ weder von innen noch von außen eine Schönheit ist, stört ihre Schüler und Lehrer nicht.

In den Plattenbauten der ehemaligen Polytechnischen Oberschule hat die Schule genug Platz, um zu wachsen und ihre Pläne Wirklichkeit werden zu lassen – bald schon sollen die ersten Schüler hier ihr Abitur machen

fordern mehr System im Stundenplan oder Namen für die Klassen statt Nummern.

Das Selbstbewusstsein vieler ESBZ-Schüler bewegt sich am Rande des Altklugen; man besucht diese Schule in der Überzeugung, einer Avantgarde anzugehören. Schulwechsler bekommen das zu spüren: »In der ersten Woche hatte ich das Gefühl, als Neue ausgegrenzt zu werden. Die halten hier schon sehr viel von sich«, sagt etwa Antonia, 17 Jahre alt. Neben ihr



sitzt Shana und versucht zu erklären: Man habe die Schule als erster Jahrgang mit aufgebaut. Dass jetzt so viele Neue kämen, sei eben komisch. »Ihr seid weit gekommen, aber wir können euch noch weiter bringen«, hält Antonia dagegen. Eine Viertelstunde diskutieren sie, sachlich, ohne sich ins Wort zu fallen.

Freilich stellt sich die Frage, ob hier tatsächlich eine Schule ihre Schüler formt. Oder ob sie schlichtweg Jugendliche anzieht, die Selbstbewusstsein

und Rücksicht schon im Elternhaus lernen. Viele Mädchen mit langen blonden Haaren sitzen in den Lernbüros, sie heißen Constanze oder Clara, und auch viele Jungen mit langen blonden Haaren: Yannick, Anselm, Carl. Ihre Eltern sind Schauspieler, Architekten, Künstler. Kinder aus Arbeiter-, Arbeitslosen-, Migrantenfamilien gibt es nicht so viele. Rasfeld sagt, daran werde gearbeitet.

Dass die Schüler im Zentrum der Aufmerksamkeit ste-

hen, bedeutet nicht, dass sie keine Regeln befolgen müssten: Freitag, 8.15 Uhr, erste Stunde. Zwei Dutzend Siebtklässler zappeln und plappern, sie sind erst seit ein paar Tagen an der neuen Schule. Mitten drin steht schmal und klein die Lehrerin, eine Dompteurin in der Manege, der Unterricht sollte jetzt beginnen. Sie hebt die Hand in die Höhe, ohne Worte. Sie steht einfach da. Dreißig Sekunden später: Stille.

Und wenn doch einer quasselt? Nach der zweiten Ermahnung muss er neben der Lehrerin sitzen. Wenn eine faulenz? Wird sie samstags zum Nachsitzen in die Schule zitiert, oder es gibt Krisensitzungen mit den Eltern – gründliche Überwachung ersetzt die Noten. Jede Klasse wird von zwei Klassenlehrern betreut, sie bitten die Schüler regelmäßig zum Gespräch über den Lernfortschritt. Um Leistungsnachweise kommen die Schüler nicht herum, aber manche Bausteine erfordern keinen Test. Da müssen sie dann Vorträge halten oder mündliche Prüfungen ablegen. Und ganz frei wählen können die Schüler ihre Schwerpunkte auch nicht. In Deutsch, Englisch und Mathe gibt es ein Pflichtprogramm.

Im vergangenen Schuljahr haben die ersten Zehntklässler die Prüfungen für den mittleren Schulabschluss (MSA) bestanden, laut Rasfeld mit überdurchschnittlichen Ergebnissen. Eine nach Schulen aufgeschlüsselte MSA-Statistik veröffentlicht das Land Berlin nicht. Bei »Vera 8«, einer vergleichenden Studie der Bundesländer, schnitten Rasfelds Acht-

Versuch und Irrtum anstelle des großen Plans

klässler 2010 in den Disziplinen Leseverstehen und Mathematik jedenfalls gut ab: Erreichten berlinweit zehn beziehungsweise sieben Prozent der Schüler die beiden höchsten Niveaus, waren es an der ESBZ 44 beziehungsweise 31 Prozent.

Von einem Büro im Erdgeschoss aus lenkt Margret Rasfeld ihren Hofstaat, pausenlos umschwirrt von Lehrern, Schülern und Delegationen von draußen, die sich für ihre Schule interessieren. Da steht ein mächtiger Schreibtisch, hinter dem die 60-Jährige aber nicht sitzt. Sie hockt auf einem hölzernen Schemel, auf Siebtklässler-Augenhöhe. Die Brille auf der Nasenspitze, in Jeans und Strickjacke, gibt die Bienenkönigin ein Interview, schickt simultan einen Lehrer samt Klasse auf ein Demokratiesymposium, beantwortet im Fünfminutentakt Anrufe auf ihrem Smartphone und beruhigt den Kollegen, der die Dienstpläne schreibt: »Alles Weitere ergibt sich bei der Arbeit.«

Versuch und Irrtum. Das ist die Grundlage ihrer Pädagogik, so hat sie die Schule entwickelt. Anders gehe es auch gar nicht, sagt Bildungsforscher Oelkers. Wer einen Masterplan erstelle, müsse ihn sowieso spätestens nach einem Jahr verwerfen und an die Wirklichkeit anpassen.

Unfertig auch das Schulgelände, die Plattenbauten einer ehemaligen Polytechnischen Oberschule der DDR. Auf dem Schulhof wächst Gras übers Kopfsteinpflaster, Wurzeln durchbrechen den Beton. Man kann das verwahrlost finden. Das schäbige Äußere lässt sich aber auch so verstehen, dass Geld und Energie vorrangig in den Unterricht und die Betreuung der Schüler fließen.

Der Betriebsmodus der ESBZ, darüber sind sich alle einig, heißt Chaos. Manche mögen das nicht. Es gibt Eltern, die das Prinzip des Lernbüros zu unkontrolliert finden. »In einigen Fächern funktioniert es nicht, dass die Schüler sich alles selbst aneignen«, sagt Alekos Hofstetter, seine Tochter Martha besucht die neunte Klasse. »Durch gute Vorträge könnten die Lehrer das Interesse für Geschichte wecken«, sagt Hofstetter. So aber blieben die Schüler sich selbst überlassen, Wissenslücken würden oft erst spät sichtbar.

In drei Jahren steht das Zentralabitur an, bis dahin müssen sich Rasfeld und ihr Team ein Konzept für die Oberstufe ausdenken. Es wird Leistungskurse und eine Facharbeit geben, es wird ein bisschen schulischer werden.

Die frühe Freiheit, glaubt Rasfeld, werde dann aber nicht zur gefährlichen Altlast. »Was Schüler in der neunten Klasse in Chemie lernen, haben sie doch in der Zwölften sowieso nicht mehr parat«, angelerntes Wissen verschwinde schnell wieder. Weil, außer in Mathematik und Fremdsprachen, der Unterrichtsstoff wenig auf Vorwissen aufbaue, so Rasfeld, seien die ESBZ-Schüler vielmehr besonders gut aufs Abi vorbereitet. »Gerade in der Oberstufe sollen sich die Schüler ja selbstständig Wissen erarbeiten.« Kritik am ESBZ-Modell lässt Rasfeld nicht gelten; es gibt Eltern, die ihr deshalb vorwerfen, beratungsresistent zu sein.

Die Elftklässler zeigen sich zuversichtlich. »Man muss sich schon hinsetzen und was tun«, sagt Antonia. Aber das falle leichter, wenn man die Wahl habe. Kürzlich habe sie sich gleichzeitig mit drei Themen aus Kunst, Naturwissenschaft und Religion beschäftigt – freiwillig. »Das habe ich an meiner alten Schule nie gemacht.«

Im konventionellen Unterricht sei es viel einfacher, sich in der hintersten Reihe zu verstecken, sagt Bildungsforscher Oelkers. »Wenn die Schüler sich Wissen selbstständig aneignen und ihre Fortschritte dokumentieren müssen, erhöht das eher den Überwachungseffekt.«

Wenn 2014 die ersten Abiturienten antreten, will Rasfeld auch die maroden Plattenbauten saniert haben. Es sei denn, sie überlegt es sich noch anders und lässt der Natur freien Lauf. Kürzlich hat sie ein neues Steckenpferd entdeckt: In Zukunft soll es an ihrer Schule mehr Wildnispädagogik geben. 